

Vaterländische Beiträge.

Nr.

Dresden, den 12. Januar 1816.

2.

Die Neujahrs-Nacht 1815 1816.

Mit der Abendsonne letztem Strahle
Sank der heut'ge Tag hin in sein Grab,
Und ein Jahr eilt nun mit einem Male
Ewig zur Vergangenheit hinab.
Harrend sitzen wir beim Abschiedsmahle
Und ergreifen bald den Wanderstab,
Um den schweren, düstern Weg zur Bahre
Zu verfolgen in dem neuen Jahre.

Horch! Jetzt tönt der Schlag der großen Stunde,
Die Vergangenheit und Zukunft eint!
Sie verkündet uns mit ehrnem Munde,
Daß der letzte Augenblick erscheint.
Denn vollendet hat das Jahr die Kunde,
So wie es der Ewige gemeint.
Sterbend schlägt es jetzt die Augen nieder,
Rehret nimmer, nimmer zu uns wieder.

Segen ihm! Trotz manchen schweren Wunden,
Die es uns, gleich zwanzig frühern, schlug;
Haben wir ein Gut in ihm gefunden,
Welches uns Entschädigung genug
Giebt für tausend jauchervolle Stunden. — —

In der Deutschen heil'gem Kriegeszug
Ward die Macht der Tyrannei bezwungen,
Freiheit, Glück und Friede uns errungen. —

Dunkel zogen Wolken sich zusammen,
Blüherfüllt, das Firmament entlang,
Drohten sich gar schrecklich zu entflammen,
Zu der deutschen Freiheit Untergang! — —
Da erschienen, um sie zu verdammen,
Nur zwei Sonnenstrahlen. — — Es gelang!
Blücher, Wellington, — dies sind die Helden;
Lohn' es ihnen Gott in bessern Welten!

Aber, wollen wir der Ruh' genießen,
Die der Himmel gütig uns verleiht,
Darf kein deutsches Blut so bald mehr fließen,
Muß der Fürsten eifrigstes Bemühn
Dahin gehn, den Frieden auszugießen
Auf die Völker. — Dann wird neu erblüht
Deutschlands Sinn und Einigkeit und Stärke,
Wärdig jener großen Männer Werke.

Darum wollen wir zum Himmel flehen,
Daß der Keim, den Eintracht uns gebar,
Nöge nicht in der Geburt vergehen,
Sondern grünen jetzt und immerdar.

Muthig laßt uns nun entgegen sehen,
Freudig, mit Vertrauen, dem neuen Jahr!
Der dort oben, der uns in dem alten
Schützte, wird auch ferner für uns walten.

Wird auch unserm lieben Vaterlande,
Unserm Sachsen ferner gnädig seyn,
Wird dem König, dessen süßer Bande
Wir seit langen Jahren schon uns freun,
Für den stets des Volkes Wunsch entbrannte,
Noch ein langes Lebensziel verleihn! —
Glück und Friede ihm und all' den
Seinen,
Bis einst spät wir ihren Tod be-
weinen! —

Dresden.

L. L.

B e r i c h t i g u n g.

Auswärtige politische Zeitungen enthielten vor
kurzem folgenden Artikel:

„Die Aarauer Zeitung sagt: es werde versichert,
daß man in Baden jetzt ernstlich an die Einfüh-
rung der Landstände denke. In Sachsen und
Hannover scheine man nichts als die
alte Verfassung zu wollen. In Preu-
ßen müsse nothwendig das Gegentheil von Adels-
Präpotenz zum Vorschein kommen.“

Es ist eine alte Sache, daß man uns Sachsen
Liebe für das Alte zum Vorwurf macht.
In Zeitschriften, Reisebeschreibungen u. nimmt
man es sich nicht übel, von irgend einem speciel-
len Falle einen allgemeinen Satz abzuziehen;
er wird hier und da verbreitet und A. B. C. bis
X. Y. Z. singen das vorgesungene Lied ohne wei-
tere Prüfung nach. So ist es gekommen, daß
man uns für ausgemachte Anhänger an dem Alten
zu erklären, so frei ist.

Es würde nicht schwer fallen zu beweisen, daß

wir in vielen und den meisten Fällen, wo wir wirk-
lich an dem Alten hängen, mit Recht an ihm ge-
hängen haben. Allein dieser Beweis ist hier noch
nöthig und mag einer andern Gelegenheit vorbehal-
ten bleiben. Wir bemerken nur, daß die Beibe-
haltung einer alten Verfassung, weswegen man
uns vorzüglich verschreien zu dürfen glaubt, noch
kein Beweis von Liebhaberei für das Alte sey. Die
Englische Verfassung ist bekanntlich der Form nach
seit 1689 nicht geändert worden *). Und was die
sonstige Beharrlichkeit der Sachsen in den leztver-
flossenen Jahren betrifft, so wird diese die Nach-
welt richten und preisen.

Es würde ferner, wenn es hier darauf ankä-
me, ein Leichtes seyn, so manche, seit fünfzig Jah-
ren her bei uns getroffene neue Einrichtung anzu-
zeigen, welche hier und da nachgeahmt worden ist,
und durch deren Bekanntmachung in auswärtigen
Blättern, manche absprechende Aeußerung zurück-
gehalten worden seyn würde. Aber wir Sachsen
sind einmal mehr gewohnt zu thun, als zu re-
den und zu rühmen, und so geschieht denn
auch, was gutes neues geschieht, immer nur im
Stillen.

Jetzt nur ein Wort über jene Nachricht: daß
man in Sachsen, in Rücksicht der Land-
stände, nur das Alte wolle.

Es wird zugegeben, daß man in Sachsen zu
einer Zeit, wo die Journalisten die Aufhebung der
Ständischen Verfassungen, so wie manche andere
ähnliche, zur Folge der eingetretenen Souveraini-
tät getroffene Neuerung, als eine ganz in der Ord-
nung liegende, den Geist der Aufklärung beurkun-
dende Sache u. s. w. rühmten, — an diese Auf-
hebung auch nicht entfernt gedacht, ja nicht einmal
auf eine kleine Schwälerung der Gerechtsame der
Stände gesonnen habe.

*) S. von Vincke, Darstellung der innern Verwal-
tung Großbritanniens, herausgeg. von V. G. Nie-
buhr, Berl. 1815. Vorr. S. VII.

Es muß dagegen laut widersprochen werden, daß man hierbei nur das Alte wolle. Die Erdörterungen, die man, wie jeder Unterrichte weiß, über die Beschaffenheit der Ständischen Verfassung in Sachsen, bereits vor mehreren Jahren angestellt hat, bezeugen das Gegentheil. Die Statt gefundenen Kriegsereignisse hatten sie unterbrochen, aber sie wurden bald nach wiederhergestellter Ordnung wieder fortgesetzt, und es wird nur darauf ankommen, ob und wie weit sich das Alte als unzulässig oder als brauchbar darstellen wird. Niemand, der die wahren Verhältnisse kennt, zweifelt, daß man hierauf nicht das Gute bestimmen werde, es sey neu oder alt.

P . . .

Von der Natur, den Eigenschaften und der Lebensart der alten Deutschen.

Ein sehr großer Theil der heutigen Deutschen macht sich von seinen Vorfahren, den alten Deutschen, so seltsame und abentheuerliche Vorstellungen: — denkt sie sich bald als Enackskinder und Eisenfresser, die bloß unter Auerochsen und Säuen aufgewachsen, und sich, wie diese, mit Eicheln gemästet; oder stellt sie sich gar als Kraftbarden und Mäsiggänger vor, die, wie die Heuschrecken in der Fabel, lieblich gesungen und lieblich gehungert hätten, u. s. w. — daß es wohl der Mühe werth ist, wenn man versucht, den Umriß eines treuern und richtigern Gemäldes jener unserer guten Väter zu entwerfen.

Die Deutschen (versteht sich, vor 1000 und 1500 Jahren), waren zwar größtentheils ansehnliche und wohlgebaute Leute, aber dabei nichts weniger als Riesen, wofür man sie, theils aufs Wort der römischen Geschichtschreiber, und theils der großen Knochen und Gerippe wegen, die sich zuweilen in ihren Gräbern finden sollten, ausgegeben hat. — Daß die feindseligen Römer die Deuts-

chen für Riesen ansahen, konnte schon in einer verzeihlichen Furcht seinen Grund haben: auch mochten wohl wirklich die Deutschen in Vergleich mit einem durch Langeweile und Ausschweifungen entnervten Volke, ein riesenmäßiges Ansehen gewinnen; den größten Antheil von jener Schilderung hat doch aber wohl immer eine feine Politik, da nehmlich die Ehre der römischen Soldaten allemal gewinnen mußte, wenn sie zu Hause ihren Landsleuten die Deutschen als Riesen beschrieben. — Ihre Niederlagen wurden dann minder schimpflich, ihre kleinen erhaltenen Siege hingegen desto ehrenvoller.

Die vermeinten Riesengebeine aber, die sich in den sogenannten Hünen-Hügeln oder Riesen-Gräbern gefunden haben sollen, sind, wie eine genauere Untersuchung gelehret hat, Pferdeknochen gewesen; da, wie bekannt, bei den Leichenbegängnissen der alten deutschen Helden, das Leihpferd des Verstorbeneu zugleich mit seines Herrn Leichnam verbrannt und begraben wurde.

Doch die alten Deutschen waren nicht bloß große, sondern zugleich blühende, gesunde und wohlgebildete Menschen, hatten so, wie auch jetzt, die meisten nordischen Völker, blondes Haar und blaue Augen, und, bei ihrem unablässigen Baden, eine weiße Haut: so, daß die Schönheit ihrer Mädchen schon in jenen Zeiten weit berühmt gewesen und von Dichtern besungen worden ist.

Ueber drei Züge des Charakters der alten Deutschen, kommen alle Nachrichten, die wir von ihnen gelesen, überein: nämlich, über ihre besonders eigenthümliche Ehrlichkeit, über ihre Tapferkeit und über ihre Liebe zum Trunk.

Jene, die Aufrichtigkeit und Treue der Deutschen, ist überall zum Sprichwort geworden: Kaiser Julian rühmte sich nur dieser Tugend, nannte sie seinen Stolz, und gestand, daß er sie am Harz, wo er bekanntlich einen Theil seiner Jugend zuge-

bracht, erlernt hätte; und da man den beiden Friesen, Verritus und Maloriges, die in Geschäften nach Rom gereiset waren, das Theater des Pompejus, und in diesem einen Platz für fremde Gesandten tapferer und treuer Völker zeigte, sprangen sie voll edlen Stolzes hinauf und riefen: welch Volk wollte die Deutschen an Muth und Treue übertreffen! — Auch hatte die deutsche Tapferkeit sich schon früh den hochmüthigen Römern furchtbar gemacht: und das Blut ihrer Legionen mußte ihnen das schwere Geständniß abdringen, dies Volk, und zwar dies Volk allein, unüberwindlich zu nennen.

Eine dritte Eigenschaft endlich, die man ihnen eben so wenig, als jene beiden, streitig machen durfte, war ihr Hang zum Trunk; der jedoch ein weit minder eigenthümliches Vorrecht unserer Väter gewesen zu seyn scheint. — Die rohesten Völker aller Weltgegenden haben sich so gut, wie die gebildetsten, berausende Getränke erfunden: und selbst der Vater der Aerzte, Hippocrates, und der sonst so nüchterne Seneca, haben in ihren Schriften die Zulässigkeit eines nicht zu östern und mäßigen Rauhsches unwidersprechlich erwiesen.

Die Deutschen lebten nicht in Städten und Flecken beisammen, sondern gleichsam in zersireueten Horden, einzelnen Familien, oder wenige bei einander. Im Sommer hielten sie sich meist im Gehölz, in Lauben und leichten Hütten auf; mit Annäherung des Winters aber bezogen sie ihre Wohnhäuser, deren Wände, so wie noch jetzt in einem Theile der Lausitzen und bei vielen nördlichen Völkern, bloß aus übereinandergelegten Balken bestanden, deren Fugen sie mit Thon oder Leim versfirichen, und sie von außen mit Ocker oder Bolus bunt malten.

Ihre häusliche Kleidung war einfach und artig; meist Pelzwerk oder von Leder, und so, wie bei den Ostakiten, aus Bast und Baumrinden, besonders von Linden und Weiden. Die Mädchen tru-

gen auch noch kurze leinene Hemden, doch alle mit offenen Busen, mit bloßen Schultern und Armen.

Sie lebten meist von Viehzucht, Jagd und Fischelei, trieben aber auch, wo es die Gegend zuließ, den Ackerbau. Und überhaupt war ihr Tisch weder so einsörmig noch so mager bestellt, als ihnen insgemein nachgeredet wird. — Man müßte ihnen eine unbegreifliche Dummheit zutrauen, wenn man glauben wollte, sie hätten Eicheln und Wurzelstrünke gegessen, und bloß ihre Augen am Anblick des Wildbrets, der Rehe, Auerhähne, Feldhühner, Schneppen und der herrlichsten Fische geweidet: — unsere deutschen Väter verstanden die Kochkunst, sie wußten Salz zu finden, und ihre mancherlei Speisen auf vielfältige Art zuzubereiten. — Ihre kalte Küche bestand in allerhand Milchspeisen, Butter, Käse, wildem Honig und Waldfrüchten. Ihr Trank war meist Bier aus Weizen und Gerste; die aber an der Grenze wohnten und Handel treiben konnten, ließen sich auch Wein zuführen.

Sie hielten lange Mahlzeiten, meist Pikenicke, wo jede Familie ihre Speisen mitbrachte, die sie nachher, voll fröhlichen Muths, bei einem wohlthätigen Feuer oder im grünen Schatten, unter Gespräch und lustigem Gesange, gemeinschaftlich verzehrten.

Die natürliche Anlage der Deutschen zum Singen und zur Musik überhaupt, wird schon in jenen Zeiten von Julian versichert, und ist bekanntlich noch jetzt, zumal in einigen Provinzen, in Böhmen, Sachsen u. s. w. zum Bewundern stark und ganz allgemein völlig angeboren. Die ländliche Bauernmusik in den genannten Gegenden, sey's in der Kirche oder unter der Gemeindelinde und in der Schenke, hat die Bewunderung der Ausländer erregt: und Rousseau schrieb schon vorhin einen Theil des kriegerischen Muthes der Deutschen, und ihre Siege, der feurigen, aufmunternden Harmonie ihrer Marsche zu, worin sie sonst den mehresten europäischen Völkern bei weitem überlegen waren.

Ihre Jugend erzogen die Deutschen hart: so, daß es Galenus mit Erstaunen erzählt, wie sie die neugebornen Kinder, die noch von der mütterlichen Wärme rauchten, zum nächsten Fluß trugen, und gleichsam wie ein glühendes Eisen daselbst ablöschten und stählten.

Sie heiratheten spät und übereilten die Natur nicht, sondern ließen ihr Zeit, den Körper erst zur männlichen Stärke und zur vollen Reife zu bringen: aber dafür waren auch ihre Ehen fruchtbarer, und bis ins höhere Alter noch immer reich an Kindern, die sie für einen Segen des Himmels und für den größten Stolz der Kelterer ansahen.

Die Treue der Liebenden und der Ehegatten war ewig unverbrüchlich. Bei einem ungetrennten Umgange zwischen beiden Geschlechtern, bei einer dünnen leichten Kleidung, die dem Auge so wenig körperliche Reize versteckte, folglich dem Spiele einer müßigen Einbildung so wenig zu erachten übrig ließ, und bei einem arbeitsamen, geschäftigen, thätigen Leben, wäre ihnen ohnehin weder Lust noch Muße zu buhlerischen Verstandnissen und andern Folgen des Müßigganges und der langen Weile geblieben; wenn auch gleich nicht die Strenge ihrer Gesetze schon jeden Schatten einer solchen verächtlichen Untreue mit ewiger Schande gebranntmarkt hätte.

Zs.

Der Ball.

Wenn ein öffentlicher Tanz irgendwo ist, so sagt man: es sey dort ein Ball. Was sonst ein Ball sey, wissen wir; aber woher kommt es, daß wir einen öffentlichen Tanz einen Ball nennen?

Dies rührt von einer altdutschen Sitte her, die sich noch in einigen niedersächsischen Dörfern erhalten hat.

Am zweiten oder dritten Ostertage versammle-

ten sich die erwachsenen Mädchen des Dorfes, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit sie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn ausgestopften und mit Seidenzeug überzogenen, sehr großen Ball zu überreichen. Dieser Ball wurde in einem Aufzuge auf einer geschmückten Stange durch das Dorf getragen, dann vor dem Hause der jungen Frau aufgestellt und endlich ihr in ihrem Hause selbst überreicht. Sie dagegen war nun verpflichtet, der Gesellschaft freie Musik zum Tanze zu geben. Wie viele junge Eheleute im Dorfe waren, so vielen ward auch ein Ball gegeben — und auf jedes Ballgeben wurde getanzt. —

Vermuthlich wolte man der jungen Frau mit solchem Woll- oder Federball in frohlicher Unschuld einen Beitrag zu dem nun bald nöthigen Wiegenbette einhändigen.

Unsere Urväter hatten viele schöne Volksfeste, welche zum Theil eingegangen, zum Theil durch die Zeit verändert worden sind und ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben.

Wilde Menschen.

Darunter werden hier nicht sogenannte Wilde verstanden, die doch in Gesellschaft leben, sondern Menschen, welche thierartig sind, weil sie, gewöhnlich in Wäldern, entfernt von aller menschlichen Gesellschaft, sich aufhalten.

Im Jahre 1334 traf man ohnweit Cassel ein Kind an, welches von Wölfen ernährt worden war. Es hatte sich gewöhnt, auf allen Vieren zu laufen, und nur mit Mühe gewöhnte man es, aufrecht zu gehen und auf den Füßen das Gleichgewicht zu behalten.

In Littauen fand man im Jahre 1694 einen Menschen unter Bären. Er konnte nicht sprechen, und der Laut, den er von sich gab, glich keinem

menshlichen. Er lief ebenfalls auf allen Vieren. Auch ihm wurde es schwer, ordentlich gehen zu lernen.

Im Jahre 1719 verfolgte man vergeblich auf den Pyrenäen zwei wilde Menschen.

Im Jahre 1767 fand man ohnweit Frauenmark, in der Grafschaft Honterfer, in einer Höhle ein wildes Mädchen, ungefähr 18 Jahre alt, nackt, dick und fett und ganz braun von Farbe. Nur mit Gewalt konnte man sie von da weg bringen. In Calpen, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Aftot, wurde sie in ein Hospital gebracht. Sie wollte kein gekochtes Fleisch essen (? das doch die Hunde nicht verschmähen); aber mit großem Appetite verzehrte sie rohes Fleisch, Baumrinde und Wurzeln.

Schreiber dieses erinnert sich, irgendwo von einem wilden Menschen gelesen zu haben, der im Hannoverschen eingefangen worden ist.

Es ist sehr zu bedauern, daß man so wenig von Menschen weiß, welche von Kindheit an sich selbst bloß überlassen, unter Thieren erwachsen, in Bildnissen angetroffen worden sind.

Donnerkeile.

Sollten nicht die sogenannten Meteorsteine, welche einige für Massen, die aus dem Monde auf die Erde geschleudert worden, andere aber für Erzeugnisse unserer Atmosphäre halten, von unseren Vorfahren für Donnerkeile gehalten und daher so genannt worden seyn? Wenigstens hat man immer einen Donner ähnlichen Schall gehört, welcher dem darauf folgenden Steinregen vorher gegangen ist. Dem sey, wie ihm wolle, so soll man die sogenannten Donnerkeile an manchen Orten zu Tausenden, einige zu 6 bis 8 Pfund schwer, finden. Dies soll besonders in Leimgruben der

Fall seyn; daher behaupten einige, der Blitz habe da die leimichte und feiglich eisenhaltige Erde und den dabei befindlichen Sand zusammengeschmolzen. Wenn es wahr ist, daß man in einigen Donnerkeilen Stückchen Holz findet, so dürften sie nicht aus unserer Atmosphäre, eher noch aus dem Monde herkommen, am natürlichsten aber die Erde zur Mutter haben, und dann könnte allerdings der Blitz der Vater seyn.

Uebrigens sollen sie bei Veränderung des Wetters schmelzen, wenn es stark donnert, sich bewegen (!), einen um sie gewundenen Faden vor dem Verbrennen bewahren (!) und stark nach Schwefel riechen.

Steinfresser und menschliche Bielfraße.

Das Wort, Fresskahl, welches im Späße von einem Menschen gebraucht wird, der viel isst und unersättlich ist, soll von einem Menschen in Wittenberg herrühren, der Kahl geheißen hat, und um seinen Hunger zu stillen, den Magen mit Kieselsteinen und andern harten Massen anfüllte.

Im Jahr 1771 starb in Jlesfeld ein Durchreisender, welcher seine Fressgabel für Geld sehen ließ. Er war aus Passau gebürtig und fieng schon in seinem dritten Jahre an, sich nach Steinen umzusehen, die er verschlang, um den Hunger zu stillen, der ihn beständig plagte, wozu seine gewöhnliche Speise nicht ausreichen wollte. Seine Kellern sollen auch sehr vielkräftig gewesen seyn, und seine Mutter und Großmutter auch Steine verschluckt haben. Die Mutter soll endlich wahnsinnig geworden seyn, und in diesem Zustande eins ihrer Kinder umgebracht und verzehrt haben.

Der Mensch hieß Kohlnicker. Er mischte Steine unter seine Speise und soll sogar im Stande ge-

wesen seyn, einige Tage bloß von Steinen zu leben. Die Steine, die er auf dem natürlichen Wege wieder von sich gegeben, sollen etwas von ihrem Gewichte verloren gehabt haben! Die gewöhnliche Quantität Steine, die er täglich alle Viertelfstunden nöthig hatte, belief sich, außer einer beträchtlichen Menge Speisen, auf drei bis fünf Pfund. In der linken Seite des Unterleibes konnte man die verschluckten Steine fühlen.

Von einer Schüssel rohen Sauerkrauts mit drei Händen voll Steinen und einer Hand voll Kochsalz wurde er ziemlich gesättigt.

Einmal aß er 17 Heringe mit einer großen Quantität Brod, wobei er 12 Kannen Bier trank.

Ein anderesmal genoß er in einer Zeit von 7 Stunden 25 Pfd. gebratnes Rindfleisch und trank 20 Kannen Wein dazu.

In Dresden soll er zwei Kälber, das eine gebraten und das andere gekocht, gegessen, dabei 12 Kannen Wein getrunken und auch noch Steine mit verschluckt haben.

In Braunschweig soll er außer 5 Portionen gekochter Fische, 13 Pfund Rindsbraten, immer mit Steinen versezt, auf eine Mahlzeit verzehrt und ebenfalls 12 Kannen Wein dazu getrunken haben.

Früh Morgens war er gewohnt, seinen Durst mit 8 Kannen Wasser zu stillen, worauf er gewöhnlich anderthalbe Kanne Kornbranntwein trank.

Er schwitzte sehr, gieng mit bloßen Füßen in den Schuhen und trug die Kleider stets aufgeknapft. Seine Nothdurft zu verrichten, brauchte er wenigstens eine halbe Stunde.

Hatte er Stockfisch oder Käse gegessen, so erbrach er sich allemal darauf.

Er scheute sich so sehr vor Haaren in der Speise, daß er deswegen keine Butter aß, weil er zuweilen Haare darinnen gefunden hatte.

Vor seinen Zuschauern verschluckte er auch Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Messing u. s. w.

Er soll keinen Geschmack von dem gehabt haben, was er zu sich genommen hatte.

Uebrigens war er sein ganzes Leben hindurch gesund. Er klagte nie über Magenschmerzen, und nahm, außer abführenden Mitteln, wovon er die allerstärksten vertrug, keine Arzneien zu sich.

Er hatte zwei Kinder erzeugt, die ebenfalls von ihrer zarten Kindheit an zu einer ähnlichen Gefräßigkeit geneigt waren. Ein Sohn, der im fünften Monate seines Alters starb, aß täglich zwei Maasß Brei, und eine Tochter, die in der neunten Woche nach ihrer Geburt starb, nahm ein ganzes Maasß Milch auf einmal zu sich.

Außerordentlich dicke Menschen.

Linné versichert, zu Amsterdam ein Kind gesehen zu haben, welches vor Dicke nicht stehen konnte und 500 Pfund wog.

Eduard Brigh, ein Engländer, wog zwei Jahre alt, 140 Pfund, in seinem 20sten Jahre 336 Pfund und bei seinem Tode, im 30sten Jahre seines Alters, 616 Pfd. Er war 5 Schuh 9 $\frac{1}{2}$ Zoll hoch. Unter den Armen war sein Umfang 5 Schuh 6 Zoll, und die Peripherie seines Bauchs war 6 Schuh 11 Zoll. Sein Oberarm war 2 Schuh 2 Zoll und seine Wade 2 Schuh 8 Zoll dick. Er starb am 12. März 1750.

Philipp Mason zu Ust in der Grafschaft Monmouth, war bei einer ungeheuern Dicke sehr behend. Sein Cubogen hielt 11 Zoll, der Oberarm nahm bei der Schulter 21 Zoll, die Brust 5 Schuh und 1 Zoll im Umfange.

In London starb ein Fleischer, Namens Jacob Peuvet, im 39sten Jahre seines Alters, da er 480 Pfund wog.

In Dresden hat man einen Castraten, Niccoloni mit Namen, gekannt, von dessen ungeheurer

Dicke die Maasse seiner Dimensionen zeugen, welche im Wielandschen Merkur angegeben sind, worinnen zugleich ganz im Ernste versichert wird, daß Jemand, der ein Paar Beinkleider aus seinem Nachlasse in der Auction erstanden habe, sich das von habe Rock, Weste und Beinkleider machen lassen. Er konnte in maache Häuser der Stadt gar nicht gehen, weil die Hausthüren zu schmal waren. Bei heißem Wetter schmolz das Fett an seinem Leibe, wenn er nicht an einem kühlen Orte gieng.

Der Gatte an seine Gattin,

als ihnen ihr einziges Kind durch den Tod entrissen war.

Gutes Weib! nimm heut an diesem Tage,
Deines Gatten treue Wünsche an.
Sanft verhalte Deines Herzens Klage,
Die die Zeit und Gott nur lindern kann.

Glaub', ich fühle, so wie Du, die Schmerzen,
Die uns beiden das Geschick gesandt.
Ja, die schönste Hoffnung unsrer Herzen
Raubte uns des Todes kalte Hand.

Doch der Gott, der aus entfernten Landen
Mich zu Dir so wundervoll geführt,
Wollte, daß sich unsre Herzen fanden;
Hat er uns nicht stets mit Huld regiert?

Laß uns seinen heil'gen Willen ehren,
Wenn er einen Kelch voll Leiden gab;
Wollen wir auch diesen muthig leeren!
Ruhe über unsers Moris Grab!

Ja, verhallet sanft, ihr trüben Klagen.
Du, die nur mein Mund mit Liebe nennt,
Laß Dein Herz an meinem Herzen schlagen,
Uns hat ja der Tod noch nicht getrennt.

Segnen wird er Deine inn'ge Liebe,
Die mein ganzes Leben mir verschön't.
Waren Deine Tage jetzt auch trübe,
Wohl! Das Schicksal ist nun ausgeföhnt.

Eine bess're Zeit wird Dir beginnen,
Heitre Stunden werden Dich umwehn;
Laß die letzte Zähre sanft verrinnen,
Uns voll Hoffnung in die Zukunft sehn.

Bestrafte Neugier.

Ein gewisser Prinz reiste einst incognito durch Lyon. Man hielt ihn an und führte ihn zum Bürgermeister. Dieser, sehr ueugierig, redete ihn so an:

Mein Freund! was hört man Gutes in Paris?
Der Prinz. Messen.

Der Bürgerm. Nicht doch! ich meine:
was macht da eben den meisten Lärm?

Der Prinz. Die Lohnkutscher auf den Straßen.

Der Bürgerm. Man verstehe mich doch recht: ich will wissen, was es Neues giebt?

Der Prinz. Grüne Erbsen.

Der Bürgerm. Wie nennt man Euch, mein Freund!?

Der Prinz. Narren nennen mich: mein Freund; bei Hofe heiße ich: Prinz Conti.